



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Budy, H.: Neue Briefe von Robert Schumann.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

wirkung auf einander darzustellen. Zwar fehlt die Frische der Darstellung, die Reflexionen überwiegen, aber man muß bedenken, daß eine Frau von fünfundsiebzig Jahren ihn geschrieben hat. Gleichsam dem Alter zum Troste begann sie dann noch einen neuen Roman, „Alma,“ vollendete ihn aber nicht.

Über ihr äußeres Leben ist wenig mehr zu sagen. Nach Adolfs Tode bezog sie ein Gartenhaus in Jena, das ihr die hohe Gönnerin der Wolzogenschen Familie, die Großherzogin von Weimar, schenkte und ausstattete. Es lag in dem Garten, welcher dem Professor Griesbach gehört hatte. So fand die Freundin Schillers eine Zuflucht in den Räumen, wo sie wohl manchmal in der schönsten Zeit ihres Lebens die Blumen der reinsten Freude gepfückt hatte. Im nächsten Frühjahr bezog sie eine kleine Wohnung in der Vorstadt, wo es ihr behaglicher war; das Anerbieten der Großherzogin, in Weimar im Schlosse zu wohnen, schlug sie aus. Dort lebte sie bis zu ihrem Tode am 11. Januar 1845. Von Zeit zu Zeit machte sie einen Ausflug nach Weimar, wo sie von allen Edeln, besonders auch von der großherzoglichen Familie, mit Herzlichkeit und Verehrung aufgenommen wurde, zuweilen auch unternahm sie eine größere Reise. Aber immer kehrte sie bald wieder in ihre Einsamkeit zurück, wo die Gestalten der Heimgegangenen sie umschwebten. Sie lebte fast ganz im geistigen Verkehre mit Verstorbenen, ihre Seelenfreundschaften waren zu Geisterfreundschaften geworden. So mußte sie das Glück und das Unglück dieser wunderbaren Gemütsstimmung ganz auskosten. Am hellsten strahlte in ihr bis zu ihrem Tode das erhabene Bild des großen Freundes, den sie am reinsten verehrt hatte: das Bild Schillers.



Neue Briefe von Robert Schumann.



ine neue Sammlung von Briefen und Aufsätzen Robert Schumanns hat Hermann Erler veranstaltet, Erläuterungen, Berichte, Kritiken und Register hinzugefügt und dem Ganzen einen vielversprechenden Titel gegeben: Robert Schumanns Leben. Aus seinen Briefen geschildert.*) Den Hauptteil dieser Sammlung bilden die bereits von F. Gustav Jansen herausgegebenen Briefe Schumanns, Neue Folge, nur sind die von Jansen zuerst mitgeteilten Briefe an Mendelssohn und Joachim nicht wieder abgedruckt, auch die Jugendbriefe

*) Zwei Bände 8°, 337, 351 Seiten. Mit einem Medaillonbilde Schumanns von Professor A. Donnerdorf (in Lichtdruck). Berlin, Ries und Erler, 1887.

hat Erler aus „Gründen der Pietät“ nicht aufgenommen. Unter den bisher ungedruckten Briefen befinden sich sehr viele geschäftlichen Inhalts, welche teils die Redaktion der „Neuen Zeitschrift,“ teils den Verkehr mit den Verlegern angehen. Gegen den Vorwurf, Unwesentliches zum Abdruck gebracht zu haben, sucht sich Erler durch die Angabe zu wahren, daß er noch beinahe zweihundert Briefe besitze, welche er ihres wesentlich geschäftlichen Inhalts wegen nicht veröffentlicht habe. Er hätte aber noch manchen Brief zurückhalten können, und auch dann würde er von dem befürchteten Vorwurfe nicht frei sein, weil er grundsätzlich alle Briefe ohne jede Verkürzung bringt. Während die Jugendbriefe mit ihren zahlreichen Gedankenstrichen schmerzliche Lücken aufweisen, giebt Erlers Sammlung zu viel. Häufige Wiederholungen stören den Genuß des Lesens, das außerdem durch die sonderbare Druckeinrichtung unbehaglich gemacht wird. Die Erläuterungen sind nämlich nicht als Fußnoten gegeben, sondern in kleinerer Schrift in den Text der Briefe selbst gesetzt worden. So stehen nun zwei Schriftarten, Bourgeois und Petit, immer durcheinander; dazu kommt, daß die vielen von Schumann unterstrichenen Wörter nicht gesperrt gedruckt, sondern auch mit gedruckten Linien unterstrichen worden sind. Durch beides hat der Druck ein unruhiges und unschönes Aussehen erhalten.

Doch nun zum Inhalt der Briefe. Bisher galten die an Henselt gerichteten Briefe für verloren: drei derselben haben sich doch noch wiedergefunden. Sie sprechen von der warmen Liebe, welche Schumann für Henselts Werke empfunden hat, sowie er sie kennen gelernt hatte. Er gesteht dabei, daß er „bei Erfassung eines neuen Geistes weder Maß noch Ziel kenne in seiner Freude.“ Diese Äußerung müssen wir wohl auch anwenden auf Schumanns feurige Lobsprüche über Hermann Hirschbach als Komponisten,*) der in den „Gesammelten Schriften“ doch ruhiger beurteilt wird als in den Briefen. Da heißt es: „Wer das Höchste von ihm verlangt, wird freilich an ihm viel aussetzen finden. Das Glück einer frühzeitigen richtigen Leitung [als Musiker] scheint unser Kunstjünger nicht genossen zu haben.“

Bisher nicht bekannt gewordene Briefe an Taubert, Spohr, Chelard handeln ausführlich von technischen Einzelheiten, welche bei dem Vortrage der B-dur-Symphonie zu beachten sind. Über den poetischen Gehalt des Werkes spricht sich Schumann sehr schön aus (an Taubert): „Könnten Sie Ihrem Orchester beim Spiel etwas wie Frühlingssehnsucht einwehen; die hatte ich hauptsächlich dabei, als ich sie schrieb im Februar 1841. Gleich den ersten Trompeteneinsatz möcht' ich, daß er wie aus der Höhe klinge, wie ein Ruf zum Erwachen — in das Folgende der Einleitung könnte ich dann hineinlegen, wie es überall zu grüneln anfängt, wohl gar ein Schmetterling aufsteigt, und im Allegro kommt nach und nach alles zusammen, was zum Frühling etwa gehört.“

*) Seine Verdienste um die musikalische Kritik habe ich selbst vor kurzem hervorgehoben.

Vom letzten Satz will ich Ihnen sagen, daß ich mir Frühlingsabschied darunter denken möchte, daß ich ihn darum nicht zu frivol genommen wünschte."

Acht Briefe an Klitzsch behandeln die Vorbereitungen zu einem Wohltätigkeitskonzert in Zwickau, 1847, wo die C-dur-Symphonie aufgeführt und der Komponist mit reichen Ehren aufgenommen wurde. Ein Brief an Weitzmann enthält ein beachtenswertes Wort über die „Zeitschrift,“ 1836: „Sie treibt nach allen Gegenden hin Wurzeln, und denke ich sie mir wie von einem Blütendache überbaut, unter dem lauter selige, echte Künstler wandeln, so wäre die letzte Idee der Davidsbündler allerdings erfüllt."

Aus den Briefen an Julius Stern, an den Dichter Andersen, an Pott, den Begründer des Salzburger Mozart-Denkmals, an Mechetti in Wien ist nichts Erhebliches mitzuteilen. Dann sind noch Briefe da an Verleger, namentlich an Ristner, Peters, Whistling, Arnold und M. Simrock. An Simrock schrieb Schumann sogar noch während seiner Krankheit 1855 von Endenich aus. Whistling stellte Schumanns Geduld oft auf harte Proben: er antwortete nicht und war schwierig in den Verhandlungen. Deshalb schrieb ihm Schumann 1847: „Sie werden nie in den Himmel kommen! Ich will Ihnen sagen, warum nicht. Wenn Ihnen Sankt Peter das Thor aufmachen möchte, werden Sie noch allerhand Ausflüchte machen, z. B. daß Sie das Schnupftuch vergessen — kurz, Sie kehren noch einmal um, und später wird es dann zu spät sein. Ein höchst faumseliger Freund und Verleger sind Sie.“ In demselben humoristischen Borne redet ihn Schumann in einem andern Briefe an (aus Dresden, 1847):

„Herr Whistling — ja Herr Whistling ohne Lieber — Auf drei Sendungen sind Sie stumm geblieben — fürchten Sie alles von meiner Rache und Zersprengung aller Bande."

In den Briefen an die Verleger spricht Schumann mit großer Bescheidenheit von seinen Kompositionen, nimmt sie aber gegen ungerechtfertigten Tadel in Schutz, sorgt für eine schöne, zierliche Ausstattung und für entsprechende Titel. Die bunten Blätter op. 99 hatte er erst „Sprenu“ nennen wollen, was dem Verleger nicht gefallen wollte und ihm auch nicht. Hierbei mag auch erwähnt sein, daß Schumann die Bezeichnung der C-moll-Symphonie Franz Schuberts als tragiſche Symphonie widerrufen hat. Dennoch trägt sie diesen Namen, und jedermann kann fühlen, wie mit Unrecht.

An die Briefe hat Erler Aufsätze aus der „Neuen Zeitschrift“ angeschlossen, die Schumann nicht in die gesammelten Schriften aufgenommen hat. Schon Hansen hat die wichtigsten derselben in seinen „Davidsbündlern“ abgedruckt, aber eben nicht alle, da es teilweise nur kurze Notizen über unbedeutende Kompositionen sind. Erler strebt nach einer äußerlichen Vollständigkeit, kann sie aber doch auch nicht erreichen. Wenn denn alles gedruckt werden soll, so dürfte die sehr scharfe Kritik über ein Liederheft von Karl Band (Neue Zeitschrift für Musik, 1842) nicht fehlen, auch nicht der Bericht über das Abschiedskonzert

der Klara Novello, 1838, die Stelle über Mendelssohns Lobgesang im Bericht über das Gutenbergfest 1840, einzelne Sätze über Berlioz 1835; außerdem sind noch manche kürzere Aphorismen und Kritiken von Erler unbemerkt geblieben. Dagegen werden zwei Aufsätze Schumann mit Unrecht zugeschrieben. Der eine über Czerny ist von Wied verfaßt; den Davidsbündlerbrief aus dem Norden, 1836, möchte ich aus äußern und innern Gründen für eine Arbeit R. Bandts halten. Eine Kritik über Dr. Gustav Schillings „Polyphonomos,“ vom 8. Januar 1841, soll nach Erlers Angabe von C. F. Becker verfaßt sein. Auch das ist nicht richtig. Übrigens wurde Schumann wegen dieser in seiner Zeitschrift erschienenen Kritik von Schilling verklagt und mußte eine Geldbuße von fünf Thalern bezahlen. Daß Schumann auch für andre Zeitschriften thätig gewesen ist, namentlich für Herloßsohns „Kometen“ und dessen Damen-Konversations-Lexikon, sowie für die „Allgemeine Zeitung“ von Brockhaus, war bereits bekannt. Erler teilt einzelne Aufsätze daraus mit.

Mancherlei Nachrichten hat Erler von Zeitgenossen Schumanns gesammelt. Sehr hübsch ist, was E. Naumann über die Ausflüge des Dresdener Chorvereins nach Pillnitz und Meissen erzählt. Bei der Rückfahrt aus Meissen ließ sich Schumann das Lied „Mich zieht es nach dem Dörfchen hin“ noch einmal vorsingen. Als elfjähriger Knabe brauchte Schumann für eine Aufführung in Zwickau einen guten Flügel. Zu dem Besitzer eines solchen, dem Kandidaten Schiffner in Glauchau, wandert er wohlgemut und bittet um Überlassung des Instruments. Schiffner kennt ihn nicht, erfüllt ihm aber seine Bitte, nachdem der Knabe auf Verlangen eine Sonate vorgespielt und einen Druckfehler sofort erkannt und beim Spiel verbessert hat. Schmerzlich zu lesen ist die ausführliche Krankengeschichte von 1854—56 und Klaus Groths Bericht über Schumanns Begräbnis. Über die Leichenfeier für Ludwig Schunke berichtet Erler ebenfalls, zum Teil mit Schumanns eignen Worten. Man sieht daraus, wie nahe Schumann der Verlust dieses Freundes gegangen ist. Schunke ist durch den Nachruf in den „Gesammelten Schriften“ allen Schumannsfreunden bekannt, ebenso Henriette Voigt, die früh dahingegangene. In dem Nachrufe an sie führt Schumann vier Distichen aus einem Gedichte an, welches sie auf den Tod ihres Lehrers Ludwig Berger verfaßt hatte. Erler bringt das ganze Gedicht mit der Bemerkung, daß das Zitat bei Schumann eine abweichende Form habe. Die Abweichungen bestehen darin, daß Schumann mit zarter Rücksicht die metrischen Fehler verbessert hat, welche namentlich in den Pentametern vorkommen. Einen Aufsatz von Louis Ehler, den wir bei Besprechung der Janssenschen Sammlung in Nr. 48 des vorigen Jahrganges rühmend erwähnt haben, hat Erler abgedruckt. Das ist nur zu billigen, aber warum Hanslicks kühles Urtheil über die „Genoveva“ den Lesern aufgetischt worden ist, warum ferner Schumanns Weissagung über Brahms eine kritische Zerpflückung durch Erler hat erdulden müssen, ist unbegreiflich.

Grenzboten I. 1887.

76

In dem Texte der Briefe sind uns einige falsch gelesene Stellen aufgefallen. So darf es I, 134 nicht heißen: „Über Hummel werden Sie vielleicht schon meinen nicht übeln Aufsatz gelesen haben,“ denn der Aufsatz war von C. Montag (*Neue Zeitschrift*, 1837, S. 153). Es muß heißen einen. Ganz dieselbe Änderung ist I, 85, Z. 4 v. u. vorzunehmen. Richtig ist, wenn Erler (I, 170) Zelter liest statt Zetter (so hat es Jansen); auch eine Angabe Dörffels über das Datum eines Krügerschen Briefes ist berichtigt worden. Minder glücklich ist Erler in seinen Erläuterungen. Schumann schreibt an Henriette Voigt (I, 161): „Schwärmen Sie nicht zu viel mit R. und S., mit Taubert erlaube ich es Ihnen eher.“ Hier müssen wir Jansens Lesart „Kellstab und Schmidt“ annehmen: so giebt es die Urschrift des Briefes, während Erler die Buchstaben als „Kakemann und Schunke“ deutet. I, 199 ist ein bisher unentziffert gebliebenes Wort als „Gigue“ gelesen, was in dem Satze keinen Sinn giebt. Die Ballade Chopins, welche Schumann 1836 gegen Dorn rühmt, ist nicht die zweite, wie Erler meint, denn diese ist erst 1840 erschienen. Eine Stelle II, 76 ändert Erler unnötig. Schumann bittet Herrn Senff um eine Revision; es muß nicht „Kistner“ heißen, wie Erler meint, denn Senff war damals Geschäftsführer der Kistnerschen Handlung. Zu Schumanns Äußerung I, 203: „Diesen Sommer (1839) denke ich Quartette zu schreiben,“ bemerkt Erler, der Vorsaß scheine Idee geblieben zu sein. Aber in den Jugendbriefen steht (am 22. Juni 1839): „Zwei Quartette habe ich angefangen.“ Champollion wird (II, 293) der Erfinder (!) der Hieroglyphenschrift genannt. Viele der Erläuterungen stützen sich auf die immer zuverlässigen Angaben in Jansens Davidsbündlern, wo wir auch bereits die wichtigsten Stellen solcher Briefe finden, die von Erler nun unverkürzt mitgeteilt worden sind.

Gegen die Sprache der Erläuterungen habe ich manche Einwände zu erheben. Wie war es möglich, daß „Schumann in einem Konzerte Maras seine B-dur-Symphonie dirigirte, während (!) seine Gattin das A-moll-Konzert spielte“? (II, 12). Von Richard Pohl sagt Erler, (II, 133): „Wir sehen ihn von 1854 ab unablässig für die Sache seiner Freunde (Liszt und Wagner) die Fahne des Propheten entrollen.“ Welche unendliche Länge muß diese Fahne gehabt haben! Von Kossak wird gesagt, ehe er zum Fanatiker für Schumann geworden sei, habe sein „musikalischer Horizont einen engbegrenzten Hintergrund“ gehabt (II, 30). Ebenso unglücklich scheint mir der Ausdruck (I, 204): „Schumann hat in der uneigennützigsten Weise die Interessen seiner Freunde und Schützlinge gehandhabt.“ Von Schwerfälligkeiten im Satzbau ist Erlers Stil nicht frei, und die Einführung des Wortes „Ausprache“ für Äußerung kann ich auch nicht schön finden. Wir lesen I, 263: „Eine Ausprache von Berlioz über Schumann findet sich in einem Pariser Berichte von 1840.“ Diese Äußerung sagt kurz, daß Schumanns Werke ihn sämtlich „tief sympathisch angezogen“ hätten.

Was mich von Erlers eignen Worten sympathisch angezogen hat, ist die Vorrede und die Einleitung zu dem Ehlerschen Aufsätze (II, 109), worin Erler das Ideal einer Schumann-Biographie schildert.

Gera.

H. Budy.



Hie Waibling! Hie Welf!



Die Berliner Wahlen haben seit langen Jahren das Bedauern der Reichstreuen und bei allen Feinden Deutschlands lebhafteste Genugthuung hervorgerufen, und es ist begreiflich, daß jetzt, wo der nationale Geist sich so kräftig und erfolgreich aufgerafft hat, sehr bittere Urteile laut werden über die Reichshauptstadt, welche sich nach wie vor durch verbissene Oppositionsmänner vertreten läßt. Gewiß ist die Thatfache im höchsten Grade bedauerlich. Unermeßlich viel hat gerade diese Stadt der preussischen Politik der letzten fünf und zwanzig Jahre zu danken, und gerade sie beharrt in dem schroffsten Gegensatz nicht nur gegen den leitenden Staatsmann und den ihm zur Seite stehenden großen Feldherrn, sondern gegen den Regenten selbst — was sich ja gegenwärtig durch kein Drehen und Deuteln bemänteln läßt. Wer dürfte sich wundern, wenn daraus ein anderer Gegensatz hervorginge, wenn ebenso entschieden das Reich Partei ergriffe gegen die frondirende Hauptstadt? Und Stimmungen solcher Art kommen auch schon hie und da zum Ausdruck. Dabei wird jedoch leicht zweierlei übersehen: daß eben in Berlin die Kartellparteien besonders große Schwierigkeiten zu überwinden haben, und daß sie immerhin ein gutes Stück Arbeit schon geleistet haben. Zunächst kommt eine allgemein hauptstädtische Krankheit in Rechnung. Der Großstädter, vollends der Residenzler, dünkt sich leicht hoch erhaben über den Bewohner der „Provinz“ — Ausdruck und Vorstellung sind überall von Frankreich angenommen worden, obwohl ein Verhältnis, wie zwischen Paris und den Departements, zu unserm Heile nirgends in Deutschland besteht, nirgends bestehen kann. Was die Hauptstadt auszeichnet, was Großes in ihr gedacht oder gethan wird, das rechnet sich der Großstädter gern als persönliches Verdienst an, umso entschiedener, je weniger Anteil er daran hat; dafür empfindet er die Verpflichtung, in allen Moden, auch in den politischen, voraus zu sein. Und Überlegenheit zu zeigen, dazu ist, wie bekannt, das Regieren das bequemste Mittel. Auf den berufenen Gang der Berliner zum Kritisiren wollen wir kein so großes Gewicht legen, denn „richtige Berliner“ soll es kaum noch geben. Aber die wirtschaftliche und die politische Entwicklung haben vor allem die unruhigen, unzufriedenen und wenig urteilsfähigen Elemente der Hauptstadt verstärkt. Der liberale Philister und der um das tägliche Brot ringende waren